

Wiesbadener Zeitung

AMTLICHE TAGESZEITUNG DER NSDAP FÜR

DIE KREISE WIESBADEN UND UNTERTAUNUS

Verlag und Schriftleitung: Wiesbaden, Bahnhofstraße 33. Annahmestellen der Anzeigen: Wiesbaden, Bahnhofstraße 33. Fernsprecher: Sammelnummer 59931. Post-scheck-Konto Nr. 1570 Frankfurt am Main. Bank-Konto: Nassauische Landbank, Wiesbaden

Bezugspreis: monatlich RM 2.- zuzügl. 35 Rpf. Trägerlohn, durch die Post RM 2.- (einschl. 29 Rpf. Postzinsgebühr) zuzügl. 36 Rpf. Bestellgebühr. Bestellungen beim Verlag, bei jedem Postamt und den Annahmestellen. Erscheinungsweise: täglich (außer an Sonn- und Feiertagen).

Nummer 51

Donnerstag, den 1. März 1945

Preis 10 Rpf.

Der Lebenswille wird den Lorbeer holen!

Reichsminister Dr. Goebbels sprach zum deutschen Volk — 90 Millionen Menschen treten zum Entscheidungsgang an — Mit geballter Kraft auf hartem Weg dem Sieg entgegen — Der Feind wird uns kennenlernen

Berlin, 1. März. Reichsminister Dr. Goebbels sprach am Mittwochabend im großdeutschen Rundfunk zum deutschen Volk. Die Rede hat folgenden Wortlaut:

„Meine deutschen Volksgenossen und Volksgenossinnen!

Wenn ich Ihnen nach einer längeren Zwischenpause wieder einmal einen Überblick über die augenblickliche militärische und politische Kriegslage gebe, so geschieht das nicht, weil gerade heute dazu ein besonderer aktueller Anlaß vorliegt. Ich verfolge damit vielmehr den Zweck, Ihnen die Dinge des Krieges, die in den letzten Wochen für uns eine so betrübliche Entwicklung genommen haben, in einer Gesamtschau, und zwar aus einer gebührenden Entfernung betrachtet, zur Darstellung zu bringen. In einer so bewegten Zeit, in der sich manchmal in einer Woche Ereignisse abspielen und Veränderungen ergeben, für die die Weltgeschichte normalerweise ein Jahr oder manchmal sogar ein Jahrzehnt brauchen würde, ist es nur allzuleicht möglich, daß die Menschen den Blick für die Größenordnungen verlieren, Ursache mit Wirkung, Wunschträume und Tatsachen, Unglück mit Aussichtslosigkeit und Krise mit Katastrophe verwechseln und damit in einen Irrgarten der seelischen und geistigen Verwirrung hineingeraten, aus dem sie dann keinen Ausweg mehr zu finden vermögen. Wenn ein um sein Leben kämpfendes Volk auch nur für eine kurze Zeitspanne in diesen verhängnisvollen Fehler verfällt, so ist das schlimmer als eine verlorene Schlacht. Es muß deshalb eine der Hauptaufgaben seiner politischen Führung sein, ihm das Auge nicht nur für die Tatsachen, sondern auch für seine Möglichkeiten und Chancen zu schärfen und es damit immun zu machen gegen moralische Anfechtungen und Ankränkungen, die in einer so schlimmen Zeit wie der heutigen zwar erklärlich erscheinen könnten, trotzdem aber äußerst schädlich für die siegreiche Fortsetzung dieses geschichtlich größten Kampfes um Leben, Glück und Zukunft unseres Volkes wären.

Die Lage ist gespannt

Die allgemeine Kriegslage hat, rein militärisch gesehen, um damit zu beginnen, durch die erfolgreiche Sowjetoffensive aus dem Baranow-Brückenkopf eine jähe Veränderung erfahren und zwar zu unseren Ungunsten. Es ist den bolschewistischen Stoßarmeen, die die sowjetische Kriegführung an diesem Punkt in einer erdrückenden Uebermacht versammelt hatte, nach schwersten, blutigen und verlustreichen Kämpfen gelungen, tief, tief in den deutschen Ostraum vorzudringen und damit für uns eine Situation zu schaffen, die ausgesprochen bedrückend ist. Ich brauche darüber kaum noch Worte zu verlieren. Jeder von uns weiß das längst und der tägliche OKW-Bericht sowie unsere Zeitungen machen daraus kein Hehl mehr. Unsere Lage hat sich damit auf das stärkste angespannt, aber sie ist nicht im mindesten etwa ohne Aussicht geworden. Wir befinden uns gegenwärtig in einer militärischen Krise, die in vielerlei Beziehung derjenigen ähnelt, die die Sowjetunion ihrerseits im Spätherbst 1941 bei der drohenden Umklammerung Moskaus und der Umschließung Leningrads verzeichnete, aber erfolgreich meisterte. Auch damals sah die ganze Welt ihre Sache für verloren an, mit Ausnahme der Sowjetführung selbst. Jedermann wird sich erinnern, daß England im Spätsommer 1940, als unsere Armeen drohend an der Atlantikküste standen und die deutsche Luft- und U-Bootwaffe das britische Rüstungspotential und Seetransportwesen zerrütteten, eine ähnliche Krise durchzustehen hatte, aber schließlich doch, wenn auch nach jahrelangen Anstrengungen, überwand. Wir brauchen also nicht allzu tief in die geschichtliche Vergangenheit hineinzugreifen, um anderswo parallele Erscheinungen zur heutigen Lage des Reiches zu finden. Schon der bisherige Verlauf dieses Krieges weist deren einige mit nicht zu widerlegender Ueberzeugungskraft auf.

Niemals Auflösung des Reiches

Um es kurz zu machen, können wir also die Feststellung treffen, daß das Mißgeschick und Unglück, das über uns hereingebrochen ist, zwar sehr schmerzhaft ist, aber keineswegs etwa die Preisgabe unseres Sieges und damit die Auflösung des Reiches und die biologische Auflösung des deutschen Volkes bedeutet. So schnell schießen die Preußen nicht, oder für diesen Fall treffender gesagt, hören die Deutschen nicht mit Schießen auf. Wir haben im Osten eine neue Verteidigungslinie aufgebaut, die sowohl für die aktuellen Zwecke wie auch für kommende Operationen nur improvisatorischen Charakter trägt. Es ist klar, daß wir uns die Gebiete, die wir verloren haben, zurückholen werden und müssen; wann und wie, darüber kann natürlich heute öffentlich noch nicht gesprochen werden, aber unsere Entschlossenheit dazu ist fest und unerschütterlich. Unsere Feinde jubilierten, wie so oft schon im Verlauf dieses Krieges, zu früh, wenn sie meinen, es sei ihnen gelungen, dem Reich das Rückgrat zu brechen. Der Krieg ist nicht zu Ende, und er wird auf solche Weise überhaupt nicht zu Ende gehen. Ein Neunzig-millionenvolk, das, durch die furchtbaren Beispiele unbeschreiblicher bolschewistischer Greueltaten in seinen vom Feind besetzten Ostgebieten auf eine neue belehrt, sein zu erwartendes Schicksal nach einer Erlärmung seiner militärischen oder politischen Widerstandskraft vor Augen hat, wird, wenn es noch einen Funken von Ehre und Lebenswillen in sich verspürt, überhaupt niemals seine Sache aufgeben und die Waffen niederlegen. Es kämpft um sein Dasein, wo sich nur eine Gelegenheit dazu bietet. Wer sollte nach den schon fast sagenhaft anmutenden Leistungen des deutschen Volkes im Verlauf dieses gigantischen Ringens an Kriegsmoral und Tapferkeit an der Front und in der Heimat aus-

gerechnet ihm die Kraft und die Entschlossenheit dazu absprechen!

Der Feind hat uns einen wirkungsvollen Anschauungsunterricht darüber erteilt, was er mit uns anfangen würde, wenn wir versagten. Die Ohren der Welt sind zwar taub gegen die Schmerzensschreie von Millionen gequälter, an Leib und Seele vergeblicher Menschen, die der Bolschewismus im Norden, Osten und Südosten Europas und jetzt auch im Osten unseres eigenen Vaterlandes in seine erbarmungslose Arme genommen hat; aber unsere eigenen Ohren sind darum um so hellhöriger geworden.

Jeder Deutsche weiß, daß die Schreckensberichte aus dem Osten, die vielfach so schrecklich sind, daß die Feder sich sträubt, sie wiederzugeben, keine Phantasieprodukte der deutschen Kriegsgagitation, sondern schaurige Wahrheit darstellen, die das Blut in den Adern erstarren läßt. Bei uns haben die internationalen Juden und ihre in aller Welt emsig an der Arbeit befindlichen Beschwichtigungsmacher kein Glück mit ihren faulen Erklärungen, das sei alles halb so schlimm oder werde sich doch irgendwie wieder arrangieren lassen.

Widerstand um jeden Preis!

Ich brauche mich über diese Frage nicht weiter zu verbreiten. Eine solche Vorstellung ist zu absurd, als daß sie einer ernsthaften Widerlegung bedürfte. Wofür hält man uns denn im Feindlager! Handeln wir so, wie man dort von uns erwartet, dann allerdings hätten wir die niedrige Behandlung, die man uns jüngst wieder auf der Konferenz von Jalta angedroht hat, wirklich verdient. Nein! Dagegen gibt es nur Widerstand um jeden Preis, fanatische Kampfbereitschaft und Entschlossenheit an der Front und in der Heimat, gedeckt durch die leidende, aber am Ende doch triumphierende Gemeinschaft unseres Volkes, an die wir uns heute mit allen Fasern anklammern, weil sie in dieser heillosen Zeit unser einziger Schutz und Halt ist. Wie unsere Väter so oft in unserer Geschichte, so werden auch wir den Sturm der Mongolen gegen das europäische Kernland brechen. Wir werden uns wie sie mit einer fanatischen Wut und einem zähen Haß dagegen verteidigen, daß auch von uns einst die Sage berichten kann, die Toten hätten nach den Tagen der heißen Schlachten in den dunkel drohenden Nächten in den Lüften weitergekämpft. Wir schämen uns unserer Rückschläge in diesem Gigantenringen nicht. Sie waren nur möglich, weil der europäische Westen und die plutokratisch-jüdisch geführten USA, der sowjetischen Soldateska Flankendeckung gaben und uns die Hände gefesselt halten, mit denen wir den Bolschewismus auch jetzt noch jederzeit zu Boden schlagen könnten.

Die Plutokratien stehen den Sowjets nicht nach in ihren blutrünstigen Haß- und Racheplänen gegen das Reich und gegen das deutsche Volk. Wie oft sie es auch schon vergeblich versucht haben, unsere Front im Westen durch verlustreichste Frontalangriffe aufzubrechen, sie wollen diesen Versuch noch einmal wiederholen. Es wird die ewige Schande unseres Jahrhunderts bleiben, daß Europa in seiner durch die Bedrohung aus dem Osten hervorgerufenen

Wir gehören nicht zu jenen sprichwörtlich bekannten allergrößten Kälbern, die sich ihre Metzger selber wählen, wir verteidigen uns gegen einen blutrünstigen und rachesüchtigen Feind mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen, und vor allem mit einem Haß, der keine Grenzen kennt. Er wird das bezahlen müssen, was er uns angetan hat. Umsonst haben Tausende von deutschen Frauen nicht geweiht und wenigstens um das Leben ihrer wehrlosen Kinder gebettelt, als eine gierige Soldateska aus der Steppe über sie herfiel, sie als Freiwild und weniger als das behandelte, sie einer nicht zu beschreibenden schamlosen körperlichen und seelischen Mißhandlung unterwarf und ihnen dann zum Spott und teuflichen Hohn ihre erschlagenen Säuglinge vor die Füße legte. Das uns Deutschen! Ist einer unter uns, der angesichts dieser Furchtbarkeiten, die sich normalerweise ein menschliches Gehirn nicht einmal ausdenken kann, die aber hier von in Menschengestalt einherwandernden Scheusalen tausendfach begangen wurden, vor seine nationale Führung hinzutreten wagte mit der Forderung, Schluß zu machen und einem solchen Feinde seinen Willen gegen unser ganzes Volk zu lassen?

schlimmsten Gefahr von seinen westlichen Ländern schmähen im Stich gelassen wurde, ja, daß diese sich sogar so weit erniedrigten, daß sie den Sturm aus Innerasien noch antrieben und zugleich die letzten Schutzdämme niederzulegen versuchten, an denen er gebrochen werden konnte.

Wir haben allerdings nichts anders erwartet. Das internationale Judentum hat es durch eine jahrelange systematische Zersetzungsarbeit fertiggebracht, die Öffentlichkeit in diesen Ländern so zu vergiften, daß sie zu eigenem Denken, von eigenen Entschlüssen ganz zu schweigen, gar nicht mehr fähig ist. Seht demgegenüber das deutsche Volk! Im Osten verzweifelt bedroht, die Springfluten aus Innerasien einzudämmen und zu brechen, gleichzeitig in der Heimat geschlagen und gepeinigt von einem sadistischen feindlichen Luftterror, im Westen und Süden eine feindliche Angriffsschlacht nach der anderen, wenn auch unter Aufbietung manchmal seiner letzten Kraft, abwehrend, stumm und ohne falsches Pathos dem Gebot einer höheren geschichtlichen Pflicht gehorchend, durch seinen stoischen Heroismus über die Kräfte der Finsternis triumphierend, von fast all seinen europäischen Freunden und Bundesgenossen im Stich gelassen und sich darum um so trotziger und verbissener zum Kampf um sein bedrohtes Lebensrecht stellend, wahrhaftig ein Anblick von ergreifender Größe, demgegenüber auch die Antike nur auf wenige gleichwertige Beispiele weisen kann.

Und wenn wir uns am Ende in unsere Erde festkrallen müßten, wenn wir auch den letzten uns noch verbliebenen Rest von Haß und Gut preisgeben hätten, wenn der Leiden und Schrecken vorläufig kein Ende abzusehen wäre, wir lassen nicht von unserem gerechten Anspruch an das Leben und an die Freiheit und Zukunft unseres Volkes. Wir wollen lieber sterben, als zu kapitulieren. Diese Gesinnung, die heute nicht nur die deutsche Führung

erfüllt, sondern ebenso auch unser ganzes Volk, abgesehen vielleicht von einigen minderwertigen Subjekten, denen wir, wo sie sich zu erkennen geben, kalt und ohne Gnade den Strick um den Hals legen. Diese Gesinnung gibt uns auch die Kraft, mit allen manchmal berghoch sich aufräumenden Kriegsschwierigkeiten immer wieder fertig zu werden. Wie oft hat der Feind schon geglaubt, uns zu Boden geschlagen zu haben, und wie oft haben wir ihn dann früher oder später wieder einen Strich durch die Rechnung gemacht! Ist das nicht ein Beweis mehr dafür, daß alle Krisen zu meistern sind, wenn man nicht vor ihnen resigniert, sondern mutig und unverdrossen gegen sie ankämpft? Wie wütet der feindliche Luftterror über unseren Städten und Provinzen, legt die Häuser der Menschen, Kirchen, Schulen und Kulturdenkmäler in Schutt und Asche, peiniget unser Volk bis aufs Blut und sucht seine Heimat in eine Wüste zu verwandeln! Und was hat der Feind damit erreicht? Nur, daß wir ihn um so inbrünstiger hassen. Spricht auch nur einer unter uns davon, daß wir uns deshalb seinem Terror beugen müßten, gleichgültig welche Folgen das nach sich ziehen würde?

Ein junges deutsches Mädchen stand kürzlich vor einem amerikanischen Kriegsgericht, weil es auch im feindbesetzten Gebiet nicht davon abgehalten war, seinem Vaterland weiter zu dienen. Britische Zeitungen berichteten, daß es sich selbst im Angesicht des nahen Todes wie eine Heldin benommen, aus ihren Anklägern Angeklagte gemacht, denen es in heiligem Zorn ihre Verbrechen an unserer Heimat ins Gesicht schleuderte, und auf jedes Zureden immer nur zur Antwort gegeben habe: „Das deutsche Volk wird alles Leid ertragen und eine neue Welt schaffen!“ Unsere Feinde werden das nicht verstehen; sie können es gar nicht verstehen, denn sie sind in einer anderen, bösen Vorstellung und Anschauung zu Hause als wir. Wir aber wissen alle, daß dieses Mädchen in unserem Namen sprach, daß hier Angesichts zu Angesicht mit unseren Peinigern nicht ein bezahlter oder beamteter Vertreter, sondern ein Kind unseres Volkes für das ganze Volk das Wort ergriß und dem Feind unseren brennenden Haß und ihre abgrundtiefe Verachtung entgegen schleuderte, so daß selbst die abgebrühten Männer der Feder in London nicht mehr zu bestreiten wagen konnten, daß unsere Sache die bessere und menschlichere sei und daß wir jetzt schon auf der ganzen Linie den moralischen Sieg davongetragen hätten.

Keine feige Unterwürfigkeit

Wenn ich in diesem Falle auch nur für meine Persönlichkeit sprechen will, so weiß ich doch, daß ungezählte Millionen Deutsche, und gerade die, die durch diesen Krieg das größte Leid erfahren, die Mütter und Kinder auf den Trecks, die Ausgebombten, die, die ihren Sohn oder Bruder oder Vater im Felde verloren, vor allem aber unsere Soldaten an der Front, mir mit einem leidenschaftlichen Ja ihre Zustimmung bekunden, wenn ich sage, daß ich fest und unerschütterlich daran glaube, daß diese unsere Sache am Ende den Sieg davontragen wird, daß, wenn das nicht der Fall wäre, die Göttin der Geschichte nur eine Hure des Geldes und feige Anbeterin der Zahl wäre, daß die Geschichte selbst dann aber auch keine höhere Moral besitzt und die Welt, die sie aus den furchtbaren Wehen dieses Krieges hervorgehen ließe, keine tiefere Daseinsberechtigung mehr hätte, daß das Leben in ihr schlimmer wäre als die Hölle, daß ich es nicht mehr für wert halte, gelebt zu werden, weder für mich noch für meine Kinder und für alle, die ich liebe und mit denen ich so viele reiche Jahre hindurch für ein besseres und edleres Menschendasein gekämpft habe, daß ich ein solches Leben persönlich gerne mit Freuden von mir werfen würde, und lediglich die zu bedauern wären, die es sich selbst unter diesen Umständen noch um den Preis einer feigen Unterwürfigkeit erkaufen wollten.

Hat die Geschichte den Menschen je Anlaß gegeben, so über sie zu denken und zu urteilen? Nein. Sie war am Ende immer gerecht, wenn die Völker ihr Gelegenheit gaben, gerecht sein zu dürfen. Sie prüfte die, die sie zum Höchsten berufen wollte, stets auf das härteste und grausamste, um sich dann erst, wenn sie hart am Rande der Verzweiflung standen, gütig zu ihnen herniedersinken und ihnen

USA-Stützpunkte für später

Genf, 1. März. Das hemmungslose Machtstreben des USA-Imperialismus wird erneut enthüllt durch einen Bericht des Washingtoner Mitarbeiters Pearson des „New Daily Mirror“. Präsident Vargas hat sich danach damit einverstanden erklären müssen, daß die USA, die strategischen Stützpunkte auf dem brasilianischen Vorpump gegenüber von Dakar nach dem Krieg behalten können. Ähnliche Verhandlungen seien mit Ecuador wegen der Marinestützpunkte auf Gallapagos gerade vor dem Panama-Kanal im Gange. Der Bericht fügt hinzu, daß diese Pläne eine ernsthafte panamerikanische Mißstimmung verursacht hätten.

Nach Moskaus Regieplan

Stockholm, 1. März. Die im Anbauge des Krim in Rumänien in Szene gesetzten Demonstrationen, die die Besetzung der Regierung Radescu und eine weitere Bolschewisierung des Landes ermöglichen sollen, laufen genau dem Regieplan Moskaus entsprechend ab. Wie die Sowjetagentur TASS aus Bukarest meldet, wurden in der Nacht zum 23. Februar das königliche Schloß und das Innenministerium sowie der ganze angrenzende Stadtbezirk von der Gendarmerie abgesperrt. Auch die Post wurde von einer starken Abteilung Gendarmerie besetzt.

Die Stunde der Bewährung ist da!

Wir beschönigen nichts — aber der Sieg wird unser sein

as. Berlin, 1. März. (Drahtbericht unserer Berliner Schriftleitung.) In einer groß angelegten Rundfunkansprache hat Reichsminister Dr. Goebbels von hoher Warte einen Überblick über die gegenwärtige militärische und politische Lage gegeben. Der Minister hat nichts beschönigt und auch nicht verschwiegen, daß wir weitere Lasten auf uns nehmen müssen. Aber er hat auch keinen Zweifel daran gelassen, daß wir die Krise durchstehen und daß unsere Kampfbereitschaft und unsere fanatische Einsatzbereitschaft schließlich den Sieg davontragen werden. Es ist ja keineswegs so, daß wir allein die Lasten des Krieges empfinden. Auch unsere Gegner haben an diesen Lasten schwer zu tragen. Fünfeinhalb Jahre Krieg gehen an keinem Volk, über welche Quellen und wirtschaftliche Möglichkeiten es auch verfügt, spurlos vorüber. Wir sind aber auch sehr wohl in der Lage, die Lasten für unsere Gegner noch zu erhöhen. Mit erheblichem Unbehagen dürfte man in England die Worte des Ministers vernommen haben, daß sich unser V-Beschuß noch verstärken und auf weitere Teile der Insel erstrecken wird. Auch der Hinweis auf den erneuten Einsatz unserer technisch verbesserten U-Boote dürfte keine sehr angenehmen Gefühle auf der Gegenseite ausgelöst haben. Mußte doch Churchill gerade jetzt in seiner Unterhausrede feststellen, daß die Alliierten angesichts der Anforderungen, die der Zweifrontenkrieg an sie stellt, mehr unter Schiffsangel leiden denn je. Eine Mitteilung, die, nebenbei bemerkt, in der amerikanischen Öffentlichkeit, der doch eigentlich auch diese Lage bekannt sein mußte, völlige Ueberraschung hervorgerufen hat. Kurzum, es ist eben doch nicht so, daß wir allein aus vielen Wunden bluten und die Lasten des Krieges verspüren. Es gibt vielerlei Anzeichen dafür, daß auf der Gegenseite — und man hat das drüben zum Teil auch offen bekannt — die Kriegsmüdigkeit groß ist. Das wird im Augenblick durch die militärischen Erfolge, die der Gegner, wenn auch unter ungeheuren Opfern, erringen kann, überdeckt, wird aber dann stark in die Erscheinung treten, wenn militärische Rückschläge auf der Gegenseite zu verzeichnen sind.

Im übrigen muß ja auch der Gegner bekennen, daß wir uns nicht geschlagen geben, sondern daß

unsere Truppen außerordentlich harten Widerstand leisten und immer wieder zum Gegenangriff antreten. Wir wissen freilich auch sehr genau, was uns beschieden sein würde, wenn wir schwach werden sollten. Die Haß- und Vernichtungspläne unserer Feinde sprechen eine überaus deutliche Sprache, und das Wüten der Horden Stalins in den von den Sowjets besetzten deutschen Gebieten dürfte auch jenen ganz naiven Gemütern zu denken geben, die sich damit trösten möchten, daß es schon nicht ganz so schlimm kommen würde. Es kann sich aber auch niemand im unklaren darüber sein, daß die Anglo-Amerikaner weder in der Lage noch willens sind, dem verbrecherischen Treiben ihres Bundesgenossen entgegenzutreten. Sie haben sich alle auf der Linie der Haß- und Vernichtungspläne gefunden und sind sich einig in dem Willen, Deutschland zu zerstücken und das deutsche Volk auszurotten. Selbst aber wenn sie wollten, so könnten die Anglo-Amerikaner gar nicht gegen den Bundesgenossen auftreten, auf den sie angewiesen sind. Nur nicht die Sowjets verärgern, das ist heute die höchste Weisheit der englischen, aber auch der amerikanischen Politik. Heute verbrennt England den Sowjets zuliebe, was es gestern noch anbietet, es verrät den polnischen Bundesgenossen. War doch die ganze letzte Unterhausrede Churchills nichts weiter als der Versuch, diesen Verrat zu beschönigen. Finnland, Bulgarien und Rumänien, wo die Sowjets gegenwärtig an der Arbeit sind, die Regierung Radescu zu beseitigen, um die Bolschewisten weiter voranzubringen, sie alle wissen, was es bedeutet, sich den Sowjets auszuliefern oder auf die Hilfe der Anglo-Amerikaner zu bauen.

Wäre es noch nötig unseren Widerstandswillen zu stärken, so würden wir auch aus diesen Entwicklungen die Lehre ziehen, daß ein Volk, das sich selbst aufgibt, verloren ist. Wir aber sind fester denn je entschlossen, die Lage zu meistern und unter gar keinen Umständen zu kapitulieren. Wir wissen, daß das nicht leicht sein wird, aber wir werden auch die härteste Bewährungsprobe bestehen, bis das Schicksal uns dann mit dem Siege krönen wird, der immer dem zufällt, der sich nicht selbst aufgibt und der tapfer für die große und gerechte Sache kämpft.

die Palme des Sieges zu reichen. Wann und wodurch hat sie uns Grund gegeben anzunehmen, daß sie ihre Gesinnung geändert hätte? Sie ist die gleiche geblieben. Zeiten, Völker und Menschen mögen sich verwandeln, sie aber bleibt ewig unwandelbar. Wenn sie uns heute prüft und lange abwägt, wenn sie in diesem Völkerringen den letzten Sieg und damit endgültigen Triumph zuerkennen soll, wir dürfen uns nicht darüber beklagen. Ein Friedrich der Zweite mußte sieben lange, bittere Jahre um sein und seines Staates nacktes Leben kämpfen, manchmal unter den aussichtslosesten Bedingungen, und wie oft hat er in bitterem, unverletztem Stolz gegen das Schicksal gehandelt, das ihn aber doch nur schlug und peinigte, um ihn am Ende zu den ganz Großen in der Geschichte zu erheben und aus dem kleinen, armen und verfolgten Preußen die Keimzelle des neuen Deutschen Reiches zu machen, das heute, auf jenes einzigen Königs heroische Leistung fußend, um die geistige Führung unseres Kontinents kämpft.

Die Rückschläge im Osten

Wenn wir heute so handeln wie damals Preußen handelte, dann werden wir am Ende dieses Krieges den gleichen Triumph zu erwarten haben und unter die großen Erscheinungen der Geschichte werden aus diesem weltumspannenden Völkerringen nicht die prehlischen Kriegführer der Feindseite aufgenommen werden, die mit einer zehnfachen Uebermacht über ein nur auf sich selbst gestelltes Volk herfielen, sondern der Mann, der dieses Volk führte, es immer wieder zu sich emporriß und verhinderte, daß seine Feinde ihr Ziel erreichten und es zu Boden warfen.

Ich weiß, daß viele, und nicht die schlechtesten unter uns, mir als Schlußfolgerung dieser Darlegungen die Frage vorlegen wollen, wo sich uns denn in der augenblicklichen gespannten und noch allen Seiten belasteten, um nicht zu sagen überlasteten Lage neue Chancen des Sieges ergeben könnten. Ich will nicht zögern, diese Frage in aller Nüchternheit zu beantworten. Unser Rüstungs- und Ernährungspotential hat durch unsere Rückschläge im Osten starke Einbußen erlitten. Das weiß jeder. Diese sind aber nicht so groß, daß wir den Krieg nur noch auf eine begrenzte Dauer fortsetzen könnten. Wir werden mehr haushalten müssen als bisher. Wir stehen vor der Notwendigkeit, unser Kriegsleben noch weiter einzuschränken, unsere Rüstung wesentlich zu vereinfachen und auf entscheidende Schwerpunkte zu verlegen, unser Menschenpotential noch stärker auszuschoöpfen, auch in der inneren Führung ein System der Aushilfen zu betreiben und damit in vielem mit improvisatorischen Mitteln das zu erreichen versuchen, was früher Sache einer gründlichen Planung war. Aber das braucht nicht unbedingt schädlich zu sein. Der Luftkrieg beweist immer wieder, was man auf diese Weise erreichen kann. Das geht alles, wie es gehen muß. Wir haben hier eine Geschicklichkeit und Wendigkeit zu zeigen, die zwar an sich nicht unserem eigentlichen Wesen entspricht, aber doch eine seiner wertvollsten Bereicherungen darstellen kann.

Im übrigen gilt es, unsere Vorbereitungen so zu treffen, daß die verlorengegangenen Gebiete möglichst bald wieder von uns zurückerobert werden. Eine Krise wird bestimmt nicht durch Resignation, in den meisten Fällen aber durch Lebenswillen überwunden. Dieser unzerstörbare Lebenswille, der so manchen Kranken schon, wenn er auf der Grenze zwischen Sein und Vergehen stand, über den kritischen Augenblick hinwegbrachte, den haben wir heute als Volk zu beweisen.

Garant ist der eiserne Wille

Das muß ein Akt der Selbstkontrolle uns persönlich, aber auch allen Menschen in unserer Reichweite gegenüber werden. Insbesondere soll das zu einer ungeheuren Siegelung unseres nationalen Kraftgefühls und Selbstbewußtseins führen, die gerade in dieser Zeit von einer entscheidenden Bedeutung sein kann und sein wird. Wir gleichen heute dem Marathonläufer, der von den ihm auferlegten 42 Kilometern 33 hinter sich gebracht hat. Er wird sich in diesem Stadium der Dinge niemals in der Verfassung befinden, in der er gestartet ist. Der Schweiß rinnt ihm in Strömen über den ganzen Körper, seine Augen fangen an, zu schwimmen, er fürchtet jeden Augenblick, daß das Herz oder die Lungen versagen werden, ein paar mal schon hat er seine Gegner überholt, aber dann wieder ist er von ihnen überholt worden, die begeisterten Zurufe seiner Freunde am Startplatz sind verstummt, er läuft, ganz auf sich allein gestellt, durch einsame, dürre Strecken, seine Begleiterin ist nur eine unheimlich stehende Sonne, die ihm so zusetzt, daß der innere Versuch immer wieder Aussicht auf Erfolg gewinnt mit dem Ratschlag, aufzugeben und die Fahne, unter der er angetreten ist, im Stich zu lassen. Dagegen hilft nur eiserner Wille zum Durchhalten. Jedes Zeichen von Schwäche ermüdet seine Gegner und beeinträchtigt damit seine Chancen. Sie sind alle genau so müde wie er selbst, aber keiner will und soll es zeigen, weil er damit nur seine Sache gefährdet. Er muß weiterlaufen um jeden Preis und auf jede Bedingung, und wenn er auch ohnmächtig als erster durchs Zielband stößt und den Beifall der Menge, die launisch ist wie das Glück, nur noch als fernes Rauschen vernimmt, er ist der Sieger, ihm wird der Lorbeerkränze gereicht, die ausgestandenen körperlichen und seelischen Qualen werden bald vergessen sein, und übrig bleiben Triumph und Erfolg.

Verstärkter Einsatz unserer V-Waffen

Gewiß haben die recht, die mir erwidern, was wir erleiden, sei mit dem überhaupt nicht zu vergleichen. Wir sind ja auch zu einem Krieg ohne Vergleich und Beispiel gezwungen worden. Ich wäre der letzte, der bestreiten wollte, daß beispielsweise der feindliche Luftterror unmenschlich geworden und kaum noch zu ertragen sei. Das stimmt, aber es gibt noch schlimmeres als das, und wir würden es kennenlernen, wenn wir uns dem Vernichtungswillen unserer Feinde beugen. Aber auch sie bekommen von uns Schläge über Schläge. Auch sie halten den ununterbrochenen Einsatz unserer V-Waffen, der sich in nächster Zeit noch wesentlich verstärken wird, für unerträglich. Sie stehen vor einem Wiederaufleben des deutschen U-Bootkrieges, von dessen zu erwartendem Umfang sie sich nach ihren Äußerungen zu schließen, vorläufig noch keine rechte Vorstellung machen können. Die feindliche Tonnage ist durch die Ausweitung der gegnerischen Kriegführung bis zum äußersten angespannt, so jedenfalls, daß ein tieferer Einbruch in sie zu verheerenden Folgen für die Chancen des Feindes führen kann.

Kurz und gut: Es steht auf den Höhen und damit Krisenpunkten eines Krieges immer und überall auf des Meisters Schneide. Ein einziges Gramm Erfolg oder Mißerfolg kann dann oft die Waagschalen des Sieges bzw. der Niederlage nach dahin oder dorthin zum Sinken bringen; ein Grund mehr für uns, zu stehen wie die Eichen im Sturmwind, ihm trotzend und, wenn er übermächtig wird, zwar hier und da nachgebend und sich ihm anliegend, aber niemals zu fallen und niemals zu sinken.

Unsere Feinde sind keine Halbgötter. Ihrer höheren Zahl haben wir unseren höheren Wert entgegenzusetzen. Aber wir müssen das auch tun. Sie werden uns nicht niederwerfen können, wenn wir fest und unerschütterlich entschlossen bleiben, das niemals dulden und eher alles zu ertragen, als unser Leben zu verpfänden und zu verkaufen ohne jede Aussicht, ihm je wieder ein menschenwürdiges Aussehen verleihen zu können.

Steht es denn im Feindlager besser als bei uns? Nein, keineswegs! Die Sowjetunion schätzt ihre Totalverluste selbst auf über 15 Millionen — auch sie kann einen solchen Aderlaß nicht ohne die bösesten Folgen für ihre weiteren Kriegschancen hinnehmen. Ihre Soldaten sind, wie aus allen Gefangenenaussagen hervorgeht, denkbar kriegsmüde und werden heute nur noch von der Hoffnung getragen, daß sie kurz vor dem Sieg stehen und lediglich noch eine kleine Wegstrecke bis dahin zurückzulegen haben. Wir also müssen ihnen diesen Weg

Die Totenberge der USA. in Europa

Es ist wahr, daß die USA. bisher vom Krieg in Europa relativ unberührt geblieben sind. Aber was geht dieser sie schließlich an! Noch rennen ihre Divisionen weiter unter den blutigsten Verlusten gegen unsere Westverteidigung an. Aber wie lange noch? Amerika hat jetzt schon in diesem Kriege mehr als doppelt so hohe Verluste wie im Ersten Weltkrieg zu verzeichnen, und diese werden nicht rückläufig werden, sondern weiterhin steigen. Mag sein, daß der USA.-Präsident Roosevelt Vergnügen an dieser Art von Krieg empfindet, es ist aber die Frage, ob das auch für seine Soldaten zutrifft. Sie haben Elend und Leid durch ganz Europa getragen, und sie müssen uns teuer dafür bezahlen, zu Hunderttausenden mit ihrem Leben. Ihr Präsident hat ihnen vorgelogen, wir bedrohten ihre westliche Hemisphäre, und darum häuft er jetzt seine Totenberge in Europa an. Weder er noch sein Volk haben

lang, sehr lang und verlustreich, so verlustreich wie nur möglich machen. Ein militärischer Rückschlag wird sie aus ihren kühnen Träumen jäh erwecken lassen. Auch die stumpfste Zähigkeit der innerasiatischen Rasse findet irgendwo eine natürliche Begrenzung, und sie ist am Ende doch stets dem trotzigsten Selbstbehauptungswillen der germanischen Rasse gewichen, die die im Verlaufe des Kampfes auftauchenden Krisen nicht als billige Gelegenheit zur Resignation, sondern als teuer erkaufte Gelegenheiten zur Steigerung und Ausweitung ihrer eigenen Kraft ansieht.

Es kann kein Umstand angeführt werden, der darauf hinwiese, daß das in diesem Kriege zum erstenmal nicht der Fall sein sollte. Der Bolschewismus verriet sich in dieser Welt ein wahres Teufelswerk, aber zum Schluß wird Luxifer, der sich schon so oft die Erde unterwerfen wollte, immer wieder in den finsternen Abgründ hinarbeitgeschleudert werden.

auch nur die leise Aussicht, selbst im Falle ihres Sieges seine Früchte einzuheimsen. Sie würden vom Bolschewismus genau so aus den Kernländern Europas herausgepflegt werden, wie sie aus seinen östlichen und südöstlichen Randgebieten herausgepflegt worden sind. Wer von den anglo-amerikanischen Soldaten in diesem sogenannten Dritten Weltkrieg nicht tot auf dem Schlachtfeld blieb, würde nach Hause zurückkehren als Träger einer Weltverworfungsstimmung, die die beste Voraussetzung für eine bolschewistische Weltrevolution abgibt. Der Erdball würde in Blut und Tränen ertrinken, und die letzten Menschen würden ihre letzten Seufzer der Erinnerung an uns weihen, die wir das Unglück voraussahen und voraussagten, aber von verbrecherischen kurzsichtigen feindlichen Kriegführungen daran gehindert wurden, es aufzuhalten.

England hat sich selbst verloren gegeben

So sähe die gegenteilige Alternative dieses Schicksalskrieges aus, wenn nämlich unsere Feinde ihr Ziel erreichten. Es verlohnt sich kaum, England in diesem Zusammenhang überhaupt zu erwähnen. Es hat sich selbst verloren gegeben. Jahrzehnte- und jahrhundertlang werden in Zukunft britische Kinder und Enkel dem gegenwärtigen englischen Premierminister ihre Flüche nachsenden, dessen haßentstellte Augen nicht mehr fähig sind, die echten und unabdingbaren Interessen des britischen Empires zu erkennen, der in blinder Amokläuferei niedersieht, was ihm vor das Messer kommt, und nicht bemerken will und wohl auch nicht mehr bemerken kann, daß unterdes England, wie kürzlich ein maßgebender USA.-Senator sagte, zu einem kleinen Wurmfortsatz Europas geworden ist, von seinen stärkeren Bündnispartnern völlig überspielt und in die Ecke manövriert, seine nationale Kraft einsetzend und verbrauchend für ihre Interessen und im Begriff stehend, zum Schluß auch noch sein Weltreich an sie zu verlieren. Ein amerikanischer Berichterstatter schrieb vor einigen Tagen, England sei kriegsmüde bis auf die Knochen und London augenblicklich die unglücklichste und verzweifeltste Stadt der Welt. Verständlich angesichts der Tatsache, daß Großbritannien kein Kriegsziel mehr besitzt als höchstens das eine, den Blutdurst seines Premierministers zu stillen, daß dieses Land bei Beendigung des Krieges vor einem Erdrutsch seines sozialen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gefüges stehen wird, daß ihm heute schon seine Dominien weglaufen und die Kanadier nach ihren schweren Blutverlusten im Westen bereits anfangen, Schluß mit dem für sie sinnlos gewordenen Krieg zu machen, indem sie zu Tausenden desertieren und ihr von Gott und allen guten Geistern verlassenes Mutterland seinem eigenen, wohlverdienten Schicksal überantworten.

England wird weiter unsere Städte vernichten. Das schmerzt uns sehr, aber es tötet uns nicht. Wir werden darauf durch einen wesentlich gesteigerten V-Beschuß, der immer größere Teile des britischen Mutterlandes erreichen wird, unsere Antwort geben. Roosevelt aber spielt die Rolle des lachenden Dritten. Die letzten Schiffe der englischen Handelsflotte werden im Laufe der Zeit eine Beute unserer zu neuen Operationen auslaufenden U-Boote werden, und am Ende des Krieges wird dann England, wie es das zwar nicht gewünscht, aber doch gewollt hat, vor den Trümmern seines ehemaligen Reichs, seiner Macht und seines Glückes stehen. Wir sind ein junges, wachsendes Volk. Wir werden nach dem Sieg mit dem Unglück, das durch den Krieg hervorgerufen wurde, fertig werden. Das englische ist ein zusammenschrumpfendes Volk. Es wird an dieser Aufgabe scheitern. Dann wird Europa seinen Frieden haben, der immer nur von London gestört wurde, einen Frieden, der zwar teuer erkaufte werden muß, der dann aber auch für alle Zeiten halten

wird. Unser Kontinent wird und muß auf irgendeine Weise seine innere Einigung finden. Das ist nicht mit England gegangen; also muß es gegen England gehen. Man kann nur mitteilend lächeln, wenn britische Zeitungen heute mit lautm Prahlen verkünden, Deutschland werde vor allem von den Engländern bis zum Jahre 2000 besetzt werden. Du heilige Einfalt! Im Jahre 2000 wird England, wenn es so weitermacht, knapp 29 Millionen Einwohner zählen, seine Geheimräte aus dem Foreign Office werden dann wahrscheinlich immer noch Denkschriften entwerfen, wie man Europa und besonders Deutschland zur Demokratie erziehen müsse, und unsere Enkel werden erstaunt fragen, was das sei. Denn die Welt, die sie umgibt, wird klar, sauber, modern, nüchtern, realistisch und abhold jedem falschen Schein sein, in dessen Benutzung als politischem Kampfmittel England immer ein souveräner Meister war. Die Völker Europas mögen nach Polen schauen, um zu lernen, was sie von England zu erwarten haben: Nichts als Phrasen und Fußtritte, wenn der Mohr seine Schuldigkeit getan hat.

Nein, diese feindliche Koalition zwischen Bolschewismus und Plutokratie hat unserer kommenden Welt nichts mehr zu sagen, Ihr Kitz heißt Haß gegen

Churchills verlogene Verteidigungsrede

Die peinliche polnische Frage — Ein Verräter steht vor seinem betrogenen Volk

as, Berlin, 1. März. (Drahtbericht unserer Berliner Schriftleitung). Die Rede, mit der Churchill am Dienstag das Unterhaus beglückte, hat wenig Neues gebracht. Sie verriet aber deutlich, das schlechte Gewissen des britischen Premiers, der seinen Verrat am polnischen Bundesgenossen in Jalta noch einmal durch Unterschrift und Siegel bekräftigte. Das empfindet man offenbar auch in England selbst, erklärte doch der stellvertretende Führer der Labour-Partei, Greenwood, u. a., wenn Churchills Gewissen völlig rein wäre, dann brauche er nicht ständig um Vertrauensvoten bemüht zu sein, Churchill aber wisse, daß er an seiner Politik, die, wie man auch in England nicht bestreiten kann, Großbritannien zu einer zweitrangigen Macht werden ließ, starke Kritik geübt wird. Aus diesem Grund suchte er ein Vertrauensvotum zu erlangen. Er begann dann auch gleich mit einer Werbung für das in so allgemeinen Wendungen gehaltene Vertrauensvotum, daß jeder englische Abgeordnete diesem zustimmen kann. Ein starker Ausdruck dieser Billigung, das heißt eine große Mehrheit, so sprach der britische Premier, würde die Position der Regierung unter den Verbündeten stärken!

Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand die polnische Frage. Das starke Werben um Frankreich,

das Reich, Verbohrtheit aber ist ein schlechter Ratgeber im Frieden und mehr noch im Kriege. Wir fürchten diesen Haß nicht. Er ist uns in so mannigfaltiger Form schon angedroht worden, daß wir dagegen gänzlich abgestumpft sind. Wenn man der Führung des Reiches nach dem erhofften Sieg der Feindseite hochnotpeinliche Verfahren, Untersuchung ihrer angeblichen Verbrechen und Todesstrafe in jeder erdenklichen Form ankündigt, so haben wir dafür nur ein verächtliches Lächeln übrig. Denn erstens werden wir siegen und damit diese Schreibübungen der Feindseite, die nicht das Papier wert sind, das dazu verwandt wird, sowieso hinfällig werden, und zweitens, um auch für unsere Hasser und Feinde beweisungskraftig zu argumentieren, selbst wenn sie ihr Ziel erreichten, dann würde das darauf für unser Volk für alle Zukunft entspringende Leid und Unglück so groß sein, daß es für seine Führung in diesem Kampfe nur eine Selbstverständlichkeit sein würde, ihm voranzugehen im ehrenvollen Sterben. Aber das sind nicht die Sorgen, mit denen wir uns heute beschäftigen. Sie gelten ausschließlich der weiteren erfolgreichen Fortsetzung unseres Lebenskampfes bis zu seinem glücklichen und siegreichen Ende.

Gewappnet gegen alle Drohungen

Wir wappnen uns gegen diese infernalischen Drohungen mit dem Eisenpanzer unserer Standhaftigkeit, nehmen unsere Waffen nur fester in die Hand, entschlossen, sie zu gebrauchen, wo wir nur können, und mit allem kalten Haß und glühendem Fanatismus, dessen wir fähig sind. Ehrlös der Deutsche, ob Soldat oder Zivilist, ob Mann oder Frau, ob Knabe oder Mädchen, der anders dächte! Man wird ihn landauf, landab mit der Laterne suchen müssen. Niemals wird man uns bereifunden, unser eigenes Todesurteil zu unterschreiben und dann resigniert zu warten, bis es vollstreckt wird. Gut, wir werden weiter leiden müssen, aber das Leiden wird dann wenigstens einen Sinn haben. Stolz und trotzig wollen wir es auf uns nehmen, weil es so sein muß, weil es ein Uebergang zur Freude und zum Triumph ist, weil es uns hart und unversöhnlich macht gegen jeden und alles, was uns in unserem Leben bedroht.

Ich brauche nicht auf geschichtliche Beispiele zu verweisen, um unserem Volke die Kraft zu einer solchen Haltung dem Kriege gegenüber zu geben. Es findet sie in seiner eigenen Brust. Es ist heute in seiner Gesamtheit aus jenem Holz geschnitten, aus dem einst Preußen geschaffen wurde, jenes Preußen, das mit seinem Namen der Welt auch einen neuen politischen Begriff, den des Preußentums, schenkte. Es ist jene Gesinnung, die sich durch kein Unglück entmutigen läßt, die einem übermächtig scheinenden Schicksal kühn und trotzig entgegentritt, die vor keiner Gefahr zurückschreckt, sondern sie klar ins Auge faßt und dadurch auch schon die Voraussetzung zu ihrer Überwindung schafft. Wo hätte sie eine edlere Verkörperung gefunden als heute in unserem ganzen Volke an der Front und in der Heimat, im Osten, Westen, Norden, Süden und im Herzen des Reiches. Wenn wir früher in unseren glücklichen Zeiten häufiger davon sprachen, daß wir ein friderizianisches Geschlecht seien, nun müssen wir es beweisen. Und tun wir es, dann werden wir wie jenes arme und verlassene Preußen unter seinem einsamen König auch gegen die Uebermacht unserer Feinde bestehen, und es wird einst ein Hohenzollern kommen, an dem wir der gegenwärtigen Koalition,

der Bericht über die Besprechungen in Alexandria, alles das tritt in den Hintergrund. Ja sogar die Frage der künftigen Sicherung des Weltfriedens, welche pompösen Ausdruck man wählte, um nicht von der Sicherung des erhofften Raubes zu sprechen, ist beinahe belanglos gegen die langen Ausführungen zum Polenthema, zumal Churchill auch zur Sache der geplanten Weltorganisation, die den Völkerbund ersetzen soll, eigentlich nur erklären konnte, daß die wichtigsten Fragen noch offen seien. Aber aus all den langatmigen Redensarten zur Polenfrage ergibt sich doch immer nur das eine, daß Churchill den polnischen Bundesgenossen verriet, daß die Tage der Londoner Polenregierung gezählt sind. Schon meldet sich denn auch der englische Händlergeist zu Worte, wenn der „Daily Express“ ausrechnet, daß England durch das Fallenlassen der Polenregierung viel Geld auf ausländischen Banken habe. Nach außen möchte Churchill den Schein aufrecht erhalten, als ob auch jetzt nach den hehren Grundsätzen der Demokratie gehandelt werde. Er begeisterte sich für eine Abstimmung, die in seinen Plänen stattfinden soll. Hätte sich England 1939 mit der von uns vorgeschlagenen Abstimmung im sogenannten Korridor ebenso begeistert einverstanden erklärt, so wäre den Polen, den Engländern und der gesamten Welt viel Elend erspart geblieben.

Ueber die Auslieferung etwa der Hälfte des früheren polnischen Gebietes an die Sowjets glaubt der englische Premier jetzt mit der Redensart hinwegkommen zu können, daß wichtiger als die Frage der Grenze die Freiheit Polens sei. Wie es mit dieser „Freiheit“ bestellt ist, braucht man nicht besonders zu erwähnen. Das läßt im übrigen auch Churchill durchblicken, wenn er erklärt, daß die polnische Regierung natürlich eine Bedingung erfüllen muß, sie müsse nämlich eine sowjetfreundliche Politik betreiben. Wenn in diesem Zusammenhang ausgerechnet Herr Churchill, der in früheren Jahren so oft den sowjetischen Machthabern Verrat und Gewissenlosigkeit vorwarf, sich als Lobesredner der sowjetischen Vertragstreue gebärdet, dann ist das ein Schauspiel, an dem man sicher im Kreml seine helle Freude haben wird. Hier melden sich aber selbst in der englischen Presse Bedenken an, spricht doch der „Daily Telegraph“ vorsichtig davon, daß im Hintergrund der Besorgnis über Polen das noch übriggebliebene Mißtrauen über die Absichten der Sowjets stehe. Im übrigen ist auch nach der Churchillrede die Kritik an dem Polenverrat in England nicht verstummt. Die schottischen römisch-katholischen Bischöfe bezeichnen die in Jalta gefaßten Beschlüsse als schweren Schlag und erklären: „Ohne gesetzliche Berechtigung und ohne vollkommenen Grund wird die Hälfte des polnischen Gebietes in die Hände der Feinde des Christentums gegeben.“

Wir brauchen nicht weiter zu betonen, daß auch solche Stimmen nichts an dem vollzogenen Verrat ändern werden und auch nichts an der Zustimmung des englischen Unterhauses zur Churchillerkllärung, obwohl diese Erklärung nichts weiter war als ein neuer Betrug am englischen Volk und eine neue Bestätigung des Verrates am polnischen Bundesgenossen.

Verlagsleiter: L. Altstadt, Hauptschriftleiter: Fr. Günther (krank), stellv. Hauptschriftleiter und Chef vom Dienst: K. Kreuter, alle Wiesbaden — Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 1 — Verlag Druck Wiesbadener Zeitung Schneider u. Co., KG. — RPK 1,12 —

Der Bericht des OKW.

Aus dem Führerhauptquartier, 28. Februar. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Während der gestrige Tag zwischen Drau und Donau ruhig verlief, versuchte der Feind in der Slowakei mit stärkeren Kräften in das Tal von Altsohl einzudringen. Diese Absicht scheiterte unter schweren Verlusten für den Gegner. Südlich Schwarzwasser beseitigten unsere Grenadiere in schwungvollem Angriff einen vorspringenden Frontbogen der Bolschewisten und zerschlugen feindliche Gegenangriffe.

Beiderseits Zobten sowie im Raum von Goldberg und Lauban wurden die wiederholten Durchbruchversuche sowjetischer Infanterie- und Panzerverbände in zäher Abwehr vereitelt. Gegen unsere Neißbrückenköpfe von Forst und Guben setzten die Bolschewisten ihre erfolglosen Angriffe fort. An der Oderfront gelang es dem Feind, mit starker Artillerieunterstützung seine kleinen Brückenköpfe südlich Küstrin geringfügig zu erweitern. Südlich Stargard brachen Fesselungsangriffe der Sowjets vor unseren Stellungen zusammen.

In Ostpreußen stießen feindliche Panzerkräfte mit starker Schlachtfliegerunterstützung westlich Rummelsburg weit nach Norden vor. Rasch herangeführte Abteilungen fingen einen Teil der den Panzern folgenden sowjetischen Infanterie auf und verhinderten eine bedrohliche Ausweitung der Einbruchsstelle. In der Tucheler Heide und westlich der unteren Weichsel brachen zahlreiche zum Teil von Panzern unterstützte Angriffe der Bolschewisten im Abwehrfeuer zusammen.

Unsere Divisionen in Ostpreußen errangen westlich Kreuzburg gegen starke feindliche Angriffe erneut einen vollen Abwehrerfolg.

An der Kurlandfront hat der sowjetische Großangriff südöstlich Libau an Wucht und Geschlossenheit verloren. Die trotzdem noch mit überlegenen Kräften geführten Angriffe des Feindes wurden auch gestern ohne größeren Geländeverlust zerschlagen.

Vor Polangen versenkten deutsche Schlachtflieger ein sowjetisches Schnellboot.

Im niederrheinischen Kampfraum blieben die südöstlich Kalkar und östlich Goch angründenden Verbände der ersten kanadischen Armee unter hohen blutigen Verlusten bei geringem Geländegewinn in unserem Hauptkampffeld liegen. 63 englische Panzer wurden dabei vernichtet.

In die Schlacht an der Rur hat der Feind weitere Reserven geworfen. Die mit allen ihren Kräften angreifende neunte amerikanische Armee konnte unsere Verbände, die sich überall erbittert zur Wehr setzten, zurückdrängen. Trotz des gewaltigen feindlichen Einsatzes auf der Erde wie in der Luft wurden jedoch die Durchbruchversuche des Gegners zum Teil auch in schweren Panzerkämpfen verhindert und dabei über 100 amerikanische Panzer abgeschossen.

Eigene Panzertruppen stießen in die Flanken der feindlichen Angriffskeile und zerschlugen Bereitstellungen und Kolonnen.

Südlich von Schleiden und an der Prüm kam es zu örtlichen Kämpfen gegen den an mehreren Stellen angreifenden Gegner, ohne daß sich die Lage wesentlich verändert hat.

Im zusammengefaßten Abwehrfeuer blieben erneute feindliche Angriffe auf Bitburg liegen. Im Brückenkopf an der unteren Saar gelang es den Amerikanern in schweren Kämpfen nach Norden weiter Raum zu gewinnen.

In Italien scheiterten zahlreiche britische Aufklärungsvorstöße gegen unsere Stellungen am Senio. Auf der Südspitze der dalmatischen Insel Pag vor einigen Tagen gelandete feindliche Kräfte wurden durch unsere Gegenangriffe wieder ins Meer geworfen.

Anglo-amerikanische Terrorflieger warfen am Tage Bomben auf Wohnviertel von Leipzig, Halle, Augsburg, Mainz und im rheinisch-westfälischen Gebiet. Britische Flugzeuge griffen in der vergangenen Nacht die Reichshauptstadt an.

Durch Kampfmittel der Kriegsmarine wurden aus dem englischen Themas-Scheldeverkehr ein Dampfer von 5000 BRT und in der Adria zwei Frachtsegler mit zusammen 1400 BRT versenkt.

und sie mag die halbe Welt umfassen, den Sieg er-
trotzen und die ruhmgekrönten Fahnen wie damals
vor dem großen Friedrich, so heute vor dem Mann
senken, der aus der stolzen Pflichtbesessenheit des
geschichtlich schöpferischen Genies sein Werk tut,
nicht für sich, sondern für sein Volk.
Wir werden es ihm zu danken wissen. Wenn er

Wir haben stolze Siege zu erwarten

Unser Volk steht heute in seiner härtesten Be-
währungsprobe. Ich zweifle keinen Augenblick daran,
daß es sie bestehen wird. Es wird hoch und heiß
hergehen, wenn es zur letzten Entscheidung kommt.
Davor fürchten wir uns nicht. Wir sind an Ent-
scheidungen gewöhnt, uns kann nichts mehr er-
schüttern. Aber wir werden ebenso stolze
Siege zu erwarten haben, auf allen
Kriegsschauplätzen und gegen alle
Feinde. Niemals wird sich das Trauerspiel vom
9. November 1918 wiederholen. Unsere Feinde warten
vergeblich darauf. Sie sollen uns auch in bittersten
Stunden nicht das geringste Zeichen von Schwäche
anmerken. Wir stehen ihnen kaltblütig und haß-
erfüllt gegenüber, die Heimat und die Front. Beide
sind einander würdig geworden, die Heimat im Lei-
den und im Arbeiten, die Front im Kämpfen und in
der Tapferkeit. Kein Soldat darf auf den Feind
hören, keiner seinen Posten noch seine Stellung auf-
geben und wenn es das Leben kostet. Hinter ihm
steht sein Volk, Millionen Frauen und Kinder, die
auf ihn bauen und vertrauen. Kein Mann und keine
Frau, kein Knabe und kein Mädchen zu Hause dürfen
erlahmen in der Erfüllung ihrer harten Kriegs-
pflichten, die auch unter den schwersten Be-
dingungen weiter getragen werden müssen.

Das ganze Volk aber hat sich selbst zu über-
treffen in seinem kämpferischen Enthusiasmus, in
seinem glühenden Fanatismus und in seiner Tapfer-
keit des Herzens und der Seele.

Wir haben dafür den Führer als leuchtendes Bei-
spiel vor Augen. Er wird die große geschichtliche
Figur dieses gigantischen Völkerrings sein und
bleiben, und auch von der Welt unserer Feinde als
solcher erkannt werden, wenn einmal die Nebel des
Krieges fallen, die ihnen heute die klare Sicht
nehmen. Er kämpft mit seinem Volk einen guten
Kampf. Es ist keine Schande, von einer zehnfachen
feindlichen Uebermacht Rückschläge zu empfangen,

Epochen, die über alles entscheiden

Ich habe gesagt, was ich sagen wollte. Ich weiß,
daß unser Volk mich versteht. Unsere Soldaten wer-
den an der Front die Waffen wieder in die Fäuste
nehmen und unsere Arbeiter und Bauern in der
Heimat zu Schraubstock, Maschine und Pflug zurück-
kehren, um ihre Pflicht, ihre schwere Pflicht zu tun.
Ich möchte ihnen dazu jene berühmten Worte mit
auf den Weg geben, die der große König im März
1937 auf einem der kritischen Höhepunkte seines
großen Krieges, an seine Schwester Amalie schrieb.
Sie seien unser Begleiter in diesen Tagen und
Wochen.

„Stellen Sie sich“, so führte er aus, „ich
beschwöre Sie, über alle Ereignisse. Denken
Sie an das Vaterland und erinnern Sie sich,
daß seine Verteidigung unsere erste Pflicht
ist. Wenn Sie erfahren, daß einem von uns
ein Unglück zustoßt, so fragen Sie, ob er
kämpfend gestorben ist. Und wenn das der
Fall ist, so danken Sie Gott dafür. Es gibt
nur Tod oder Sieg für uns. Einer von uns
bedeutet ist notwendig. Jedermann denkt hier

Der Hausarbeitstag bleibt bestehen

Auch Untermieterinnen haben Anspruch darauf — Gewährung an jedem Werktag

Um den Anspruch auf den Hausarbeitstag berufs-
tätiger Frauen besteht allenthalben immer noch viel
Unklarheit. Aus diesem Grunde nimmt das Frauen-
amt der Deutschen Arbeitsfront, Gauverwaltung
Hessen-Nassau, zu diesem Fragenkomplex einmal
Stellung und teilt dazu folgendes mit:

Zur Klärung immer wieder auftauchender Zwei-
felsfragen wird noch einmal darauf verwiesen, daß
der Hausarbeitstag auch im Rahmen des totalen
Kriegseinsatzes nach wie vor beibehalten wird. Er
wird einmal im Monat denjenigen Frauen mit eigen-
nem Haushalt gewährt, die wöchentlich mindestens
48 Stunden arbeiten, sofern sich diese Beschäftigung
über sechs Tage erstreckt, jedoch nicht bei nur fünf-
tägigem Arbeitseinsatz in jeder Woche. Mütter mit
mindestens vier Kindern unter 14 Jahren im eigenen
Haushalt wird der Hausarbeitstag zweimal im Mo-

in den Zeiten des Friedens schon unser Vertrauen
und unsere Liebe besaß, heute schenken wir ihm
dazu noch den ganzen stolzen Trotz der germanischen
Volkseele, den lodernen Haß gegen unsere Feinde
und unser Gelohnis der Treue, unwandelbar und
damit unkündbar auf Leben und Tod, komme was
kommen mag.

aber der höchste Ruhm, ihnen nicht zu erliegen.
Glück und Zukunft unseres Volkes werden aus
diesem Ruhm entspringen. Wer spricht heute noch
von jenen käuflichen Schreiberlingen, die in den
Krisen des Siebenjährigen Krieges den einsamen
König mit dem Spüllich ihrer Skepsis und ihres
eitlen Hohnes übergoßen, wer noch von den Feld-
herren, die ihm mit einer erdrückenden Uebermacht
schmerzliche und manchmal fast tödlich erscheinende
Niederlagen beibrachten, wer von den Königen und
Zarinnen, die mit 40 Millionen Feinden über das
arme kleine Preußen mit seinen vier Millionen her-
fielen, es aber doch nicht bezwangen, weil ihnen eine
königliche Seele gegenüberstand, jederzeit bereit zu
kämpfen, niemals aber zu kapitulieren oder einen
schmachvollen Frieden zu unterzeichnen? Sie alle sind
langst zur Asche zerfallen; er aber, der große und
einzige König, steht, wie er auch damals, als er sich
zu bewähren hatte, verläßt, verhöhnt, abgeschrie-
ben, tausendmal besiegt, geschlagen, vernichtet und to-
tesagt wurde, doch heute und für alle Zeiten als die
entscheidende Erscheinung des 18. Jahrhunderts vor
unseren Augen, das Genie der Standhaftigkeit. Eifert
ihm nach, ihr Deutschen, und wißt, daß heute die
Nation von einem Mann geführt wird, der unter allen
Umständen entschlossen ist, es ihm gleichzutun, um
auch und eurer Kinder Leben für alle Zukunft zu
sichern.

Die Welt möge sich in ihrem eitlen Triumphrausch
hin und wieder die Frage vorlegen, ob das vor-
erlittene Urteil, das sie heute zu fällen beliebt, auch
vor der Geschichte Bestand haben oder nicht wie
damals am Ende des Siebenjährigen Krieges unter-
gehen wird in dem Tausel der Bewunderung, der
dem gelten wird, der in der Gefahr nicht wankte,
sondern die Fahne, die er entfaltet hatte, nur fester
umklammerte, um sie der leidenden Menschheit
voranzutragen zu neuen Ufern und einer besseren
Zeit entgegen.

so. Meine liebe Schwester, in diesem Augen-
blick gibt es nichts zu schonen. Entweder
auf dem Gipfel des Ruhmes oder ver-
nichtet! Der bevorstehende Feldzug ist wie
der von Pharsalos für die Römer oder wie
der von Leuktra für die Griechen, oder wie
der von Denain für die Franzosen, oder wie
die Belagerung von Wien für die Oester-
reicher. Das sind Epochen, die über alles
entscheiden und das Gesicht von Europa
verändern. Vor dieser Entscheidung muß
man sich furchtbaren Zufällen aussetzen;
aber nach ihrer Entwicklung klärt sich der
Himmel auf und wird heiter. Das ist unsere
Lage. Man darf an nichts verzweifeln, aber
man muß jedes Ereignis voraussehen und
das, das die Vorsehung uns zuweist,
mit ruhigem Antlitz aufnehmen, ohne Stolz über
gute Erfolge und ohne sich durch Miß-
erfolge erniedrigen zu lassen.“

nat gewährt, soweit sie die Kinder ohne Hilfe ver-
sorgen.

Der Begriff „eigener Hausstand“ setzt in der Re-
gel eine eigene Wohnung voraus. Alleinlebende
Frauen und Mädchen, die sich als Untermieterinnen
selbst beköstigen und versorgen müssen, haben
gleichfalls auf den Hausarbeitstag Anspruch. Kin-
dern unter 14 Jahren gleichzustellen sind alte oder
sehr gebrechliche Angehörige, die von den arbeitenden
Frauen mit betreut und versorgt werden müssen.
Der Hausarbeitstag kann an einem beliebigen Werk-
tage im Monat in Anspruch genommen werden, wo-
bei jedoch besonders dringliche Betriebsaufgaben
eine Verschiebung auf einen anderen Zeitpunkt not-
wendig machen können. Tage, an denen verkürzt ge-
arbeitet wird, zählen bei der Gewährung des freien
Hausarbeitstages als ganze Tage, also auf jeden Fall
auch die Sonnabende.

Kamerad Mutter

Roman von
Christel Broehl-Dehaes
Unheber-Rechtschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau/Sa.

(21. Fortsetzung)

Auch Lala Esch versuchte nicht zu vermitteln; als
sie aber bemerkte, daß Camilla unter den neuen
Vorstellungen wirklich zu leiden begann, sagte sie:
„Du solltest dich mal mit anderen Dingen be-
schäftigen. Zum Beispiel Tennis spielen.“

„Ach, gegen dich komme ich doch nicht an“,
meinte Milla mutlos. Lala Esch war seit langem
jüngste deutsche Tennismeisterin und besaß im
Garten der elterlichen Villa einen eigenen Train-
ningsplatz.

„Unsin. Wenn du zu mir kommst, spielen wir
mal. Dann kannst du trainieren.“

Es schmeichelte Camilla nicht wenig, daß sich die
junge Tennismeisterin um sie kümmern wollte, und
sie schlug einen Nachmittag vor. Lala stimmte auch
erst zu, dann aber erinnerte sie sich, an diesem
Tage etwas anderes vorzubereiten.

Jeden Tag kannte du kommen, Milla, nur nicht
den Donnerstag. Dann macht Erwin Westpfahl sein
Examen ...

„Erwin Westpfahl? Was hast du denn damit zu
tun?“

Lala machte ein geheimnisvolles Gesicht und
drückte Milla's Hand. „Du hast mir ja so viel an-
vertraut, Liebes, darum will ich auch ehrlich sein:
Erwin und ich spielen viel zusammen, haben oft-
mals gemeinsam gegespielt. Ich finde ihn herrlich, ich
bin sogar ein bißchen in ihn verliebt. Aber nun hat
er sich einen Beruf erwählt und will weniger Tennis
spielen. Schade, nicht? Donnerstag macht er sein
Staatsexamen und da will ich ihm gratulieren.
Sicher freut er sich. Einen ganzen Strauß Rosen soll
er haben ...“

„Ob das nicht ein bißchen — auffällig ist?“
zweifelte Camilla, die es sich nicht denken konnte,
fremde, junge Herren mit Blumen zu beschenken.
Lala tippte mit dem Finger gegen ihre Stirn und

lachte. „Gänschen! Wie soll er denn sonst merken,
daß er mir gefällt? Heutzutage laufen die Männer
den Mädchen nicht mehr nach.“

Camilla war ein wenig angewidert, aber es änderte
trotzdem nichts an der glühenden Freundschaft,
die sie für Lala Esch empfand. Sie klammerte
sich an die Schulkameradin in einer Art Ab-
wehr gegen den Zauber Romas, der immer noch
heftigen und nachhaltigen Einfluß auf sie gewann.
Lala verspürte nichts von Camillas Gedanken, sie
plauderte vergnügt weiter:

„Vielleicht ladet er mich dann zu einer Tasse
Kaffee ein, oder wir machen einen kleinen Spazier-
gang. Seine und meine Eltern sind gut befreundet
und wir sind Tennispartner; niemand könnte dabei
etwas finden.“

„Sicher hat er kein Interesse an sechzehnjährigen
Blagen“, meinte Camilla.

Lala schnippte lustig mit den Fingern und meinte
vielsagend:

„Na, das sei dahingestellt ... Jedenfalls, du
kommst Freitag zum Tennisspielen!“

Die Begegnung mit dem jungen Westpfahl fiel
allerdings bedeutend anders aus, als Lala erwartet
hatte. Lala stellte sich, an einem günstigen Platz vor
der Hochschule auf, nachdem sie sich vergewissert
hatte, daß ein Verpassen Westpfahls gar nicht mög-
lich sein konnte. Sie mußte ziemlich lange warten
und vertrieb sich die Zeit damit, die zwanzig lang-
stieligen Rosen immer wieder anders zu ordnen und
ihren Duft einzusaugen. Als Erwin dann endlich mit
den anderen Herren über die hohe Treppe kam und
sich mit Händedruck von seinen Kommilitonen ver-
abschiedete, flog die kleine Lala Esch mit ihrem
wehenden Organdykleidchen auf Erwin zu und
reichte ihm mit ausgestreckten Armen den reichen
Rosenstrauß. Sie machte das so reizend und mit so
viel Grazie, daß Erwin Westpfahl überrascht und ent-
zückt in ihr leuchtend zu ihm emporgerichtetes Ge-
sichtchen sah.

„Fräulein Lala? Aber welche Ueberraschung. Sie
verwöhnen mich ja förmlich.“

„Ach nein“, widersprach sie. „Herzlichen Glück-
wunsch, Herr Doktor.“

Stadtzeitung

März

Die Glocken des Lebens beginnen neu und sanft
anschwellig zu läuten, die Herzkraft tausendfacher
Sehnsucht zieht den Strang — — —

Und das macht den Himmel blank und blau und
die Wolken frisch und jung, das gibt dem Wind
Auftrieb zu wilden und heiteren Spielen und segnet
die Luft mit stillen Träumen.

Hast du den Star pfeifen hören —? Dich hat er
gemeint, jawohl, dich! Daß deine Augen hell wer-
den und dein Herz stark, denn: — der Frühling naht
mit Brausen! Spürtest du ihn nicht im Blute, hör-
test du seine gedämpften Fanfarenstöße nicht mitten
in deiner Arbeit oder auf dem Heimweg durch die
Straßen der Stadt? Wenn auch Stürme über die
Wälder und um die Häuser jagen, wenn auch ein
Regen die Erde wie mit Gerten peitscht und das
Land naß und weich schlägt, wenn auch der Frost

Große Liebe zum kleinen Wagen

Wir sahen ihn etwas mißtraulich an, den kleinen
Leiterwagen mit seinen leicht nach außen stehenden
Rädern und der geduldig nach oben gerichteten
Deichsel. Diesem Gefühl also waren wir aus-
geliefert. Diesem „Wackelchen“ wollten wir zwei
Zentner Kohlen in den schmalen Bauch pressen.
Wenn das man gut ging.

Um es gleich vorweg zu sagen. Es ging gut.
„Früher einmal“, sagte eine Bekannte als wir stolz
an ihr vorbeizuckelten, „früher hättet ihr dieses
Ding da nicht hinter euch her über die Straße ge-
zogen. Im übrigen könnt ihr mir den Karren einmal
geben, ich will Verschiedenes aus unserem Keller zu
meiner Schwiegermutter bringen.“

Ja — früher. Damals vielleicht hätten wir es nicht
getan. Wenn es jedoch nötig gewesen wäre, ich ver-
sichere euch, wir hätten es getan. Warum auch nicht.
Mir ist nicht bekannt, daß bei solch einer Tätigkeit
sich schon einmal einer etwas vergeben hätte. Die
Notwendigkeiten sind ein guter Lehrmeister. Sie
drücken uns neben manchem anderen auch den
Leiterwagenstiel in die Hand.

Hinzu war das Fahren ein reines Vergnügen.
Soviel Kindlichkeit steckt in jedem, daß ihm die
Neuartigkeit der Situation nicht Spaß bereiten
würde. Das Wägelchen ratterte folgsam nach, hüpfte
federleicht über Bordsteine auf und ab und ge-
bärdete sich zahm und folgsam. An Ort und Stelle
luden wir ihm die Säcke auf. Mangels Praxis ein-
gestandenermaßen nicht recht zweckmäßig — schließ-
lich fallen die Meister nirgendwo vom Himmel —
verschürften alles sauber und ruckten los.

Heimzu war es auch recht nett, besonders am An-
fang, als die Straße glatt und eben war. Der brave
„MS“ legte sich tüchtig ins Zeug und der Karren
rutschte schwerfällig hinterdrein. Bis das Gelände
tückischerweise abschüssig wurde. Da versuchte der
plötzlich Wildgewordene sich selbständig zu machen
und sauste mit mindesten 20 „Sachen“ los. Der
Wagenführer hatte sein Gefährt mit einem jähen
Sprung schmächtig im Stich gelassen, als der Wagen
Anstalten machte, ihm mit Vehemenz ins Kreuz zu
fahren. Was blieb also über? — Nachlaufen. Schweiß-
gebadet gingen wir den Ausreißer wieder ein. Weiter
ging die Fahrt, bis ein Teil unserer Fracht begann,
nach vorn über die Deichsel zu rutschen. Wir um-
armten also den einen Kohlen sack, stemmten ge-
meinsam unsere zwei Zentner gegen den Wider-
spenstigen und fesselten ihn unter Aechzen und
Stöhnen erneut. Für 50 weitere Meter. Da lag er
wieder vorn. Diesmal war er zur Abwechslung von
unten herausgerutscht. Es war nicht das letzte Mal.
Der Sack erwies sich als der reinsten Entfesselungs-
künstler, aber wir bezwangen ihn dennoch. Mit etwas
gutem Willen lernt man schließlich alles.

Und trotzdem es Bindfaden regnete, trotzdem der
Weg sich wie Gummi zog, trotzdem der Wagen
schwer wurde wie Blei und die Straßen alles andere
denn eben waren, brachten wir unser Gefährt glück-
lich nach Hause.

Glücklich in zweierlei Hinsicht. Nämlich unver-
sehr und frohgestimmt. Guter, kleiner und ge-
duldiger Leiterwagen. Gescholten viel — Mistkarren,
Elendsfuhr, Rappelposten und viel gepriesen —
von denen, die dich kennenlernten, bist du ein heiß
begehrtes Requisite der häuslichen Gemeinschaft ge-
worden. Kartoffeln, Kohlen, Holz, Teile gereiteter
Habe holst du, ohne daß wir fremde Hilfe in An-
spruch nehmen müssen, heim, Koffer und Kisten
bringst du fort, zuverlässig und treu. Wir waren ein-
mal sehr erhaben über dich und deinesgleichen. In-
zwischen nun lernten wir einsehen, daß wir auch
ohne den aufgeblasenen Luftballon bürgerlicher Vor-
urteile, in die der Krieg ungezählte Löcher stach, gut

manchmal noch mit spitzen Nadeln nach der jungen
Saat sticht, — eines Tages wirft die Sonne warmes
Gold hernieder, und alles ist gut. Immer noch hat
das Licht gesiegt!

Der Knabe Lenzing kommt in Kampf und Revo-
lution einher. Er bricht aus wie ein junges, unge-
zähmtes Pferd, und er bringt schmeichelnd und
kindlich-strahlend die ersten Blumen dar. Sein
weicher Atem umkost den harten Acker, und das
Spiel seiner Hände ist zärtlich und grausam zu-
gleich. Launisch und unberechenbar, bezaubernd
und verheißungsvoll, stürmisch und hell-dunkel: —
das ist der März.

Vielleicht kein Monat des Jahres findet uns so
naturverbunden, weil wir selbst zutiefst in uns das
Gären und Kämpfen schicksal- und symbolhaft mit-
erleben, weil wir uns auch nach Sonne und Licht
sehnen wie jeder kleinste Halm.

Es gibt gefährlich-schöne Tage von zarter Wärme,
die viel versprechen und dennoch jäh umschlagen
können in raue, eiserne Stunden. Er ist ein trü-
gerischer Geselle, der März, hüte dein Herz! Aber sei
freuen Mutes, — die Veilchen werden dennoch
blühen!
A. Pl.

auskommen können. Und daß ein Leiterwagen an der
Hand auf jeden Fall besser ist, als ein „standes-
gemäßer“ PKW. mit Anhänger, wie „man“ ihn
früher benutzte.

Deshalb — keine falsche Scham und ran an den
Leiterwagen. Und daß ich's nicht vergesse: Gute
Fahrt!
A. Mr.

Sonntagsentladung dringlicher als je

Der Reichsverkehrsminister, der Reichswirt-
schaftsminister, der Beauftragte für die Binnen-
schifffahrt wenden sich erneut an die Wirtschaft mit
dem Appell, auch sonntags zu entladen und zu ver-
laden. Zwar ist schon seit Kriegsbeginn die Son-
tagsentladung den Empfängern von Eisenbahn-,
Schiffs- und Kraftwagenladungen zur Pflicht ge-
macht. Aber vielfach kommen die Speditoren bei der
Zustellung am Sonntag vor verschlossene Türen. Die
Folge davon ist, daß die Ladungen die Fuhrwerke
bis zum Sonntag belasten und am Montag das Ent-
laden der Waggons und Kähne verzögert wird. Ob-
wohl gerade in diesen Wochen viele Folgegeschäfts-
angehörige am Sonntag öffentlichen Dienst leisten
wie Schanzarbeiten, Volkssturm usw., müssen alle
Betriebe die Sendungen erwarten, dafür sorgen, daß
die Sendungen abgenommen werden können. Die
Sonntagsentladung und -verladung ist heute dring-
licher als je, damit Waggons und Kähne noch schnel-
ler umlaufen.

Rentenzahlung am Zufluchtsort

Wenn ein Rentner seinen Wohnort verläßt, so be-
kommt er am neuen Wohnort erst dann weitere Ren-
tenzahlungen, wenn beim dortigen Postamt ordnungs-
mäßige Unterlagen über seine Empfangsberechtigung
vorliegen. Nach einer solchen erlassenen Verfügung
des Reichspostministers können bombengeschädigte,
umquartierte und rückgeführte Rentner ihre für einen
oder zwei Monate rückständigen Rentenzahlungen
am neuen Aufenthaltsort sogleich, auch ohne, daß
die erforderlichen Unterlagen schon vorhanden sind,
erhalten. Der Rentner muß einen Ausweis, die Num-
merkarte des letzten Zahlpostamtes und den Renten-
bescheid vorlegen. Voraussetzung ist ferner, daß er
voraussichtlich zunächst an diesem Ort wohnen
bleibt. Ueberzahlte Beträge müssen später zurück-
gezahlt werden.

Mit dem Kriegsverdienstkreuz ausgezeichnet

Das Kriegsverdienstkreuz 1. und 2. Klasse mit
Schwertern erhielt Stabsarzt Dr. Hermann Sattler,
Wiesbaden, Saalgasse 24, das Kriegsverdienstkreuz
2. Klasse mit Schwertern erhielten Hauptwacht-
meister der Sch.-P. Wilhelm Groos, Wiesbaden,
Körnerstraße 8, Feldwebel August Krag, W.-Erben-
heim, Mainzer Straße 21, und Stabsgefr. Karl Hahl,
W.-Biebrich, Kasteler Straße 16.

Zuchthaus für Tauschgeschäft. Das Sondergericht in
Schwerin verurteilte den Töpfermeister Clement
aus Marnitz als Vollschädling wegen Kriegswirt-
schaftsverbrechen in Tateinheit mit Preisvergehen
zu einem Jahr Zuchthaus und Aberkennung der
bürgerlichen Ehrenrechte auf zwei Jahre. Clement
hatte wiederholt die Ausführung von Töpferarbeiten,
um die ihn Landwirte seines Kreises gebeten hatten,
davon abhängig gemacht, daß ihm seine Kunden
zusätzlich Lebens- und Futtermittel (Enten, Gänse,
Hafer, Hühnerfutter) abgaben.

Wann müssen wir verdunkeln:

1. März von 17.38 bis 6.46 Uhr

reichte ihm die Hand zum Glückwunsch, „wie
werden sich ihre Eltern freuen.“

Westpfahl sah sie an, als wolle er mit diesem
Blick sich etwas zu eigen nehmen.

„Ich habe Wort gehalten“, entgegnete er und ver-
lieh dieser Antwort tiefe Bedeutung. „Sie wissen,
daß ich für — Sie gearbeitet habe. Sie runzeln die
Stirn. Das sollten Sie nicht tun, Romana. Aber wozu
reden wir hier? Ich habe jetzt ein Anrecht auf Ihre
Gegenwart, nachdem Sie wie ein guter Stern, fern
und unbegehr, über meinem Werk gestanden haben.
Wieder Stirnrunzeln? Aber das bißchen Freude
werden Sie einem alten Freunde doch machen? Ist
das zuviel verlangt? Ich bitte doch nur um ein
Stündchen Ihrer Gesellschaft.“

Er besann sich auf die roten Rosen, die er immer
noch in der Hand trug. Er legte sie Romana in den
Arm. Sie wehrte sich ernstlich, aber er flichte mit
den Augen. Schließlich mußte sie lachen. Gewiß, es
war nicht zuviel verlangt, wenn ein Mann, den sie
von Jugend auf kannte, in dessen Elternhaus sie wie
eine Tochter verkehrte, sie an seinem Examenstag
um ein Stündchen Gesellschaft bat. Vielleicht konnte
man ihm sogar bei dieser Gelegenheit — nun, da
man wieder ungebunden reden konnte — die ent-
scheidende Mitteilung machen.

Erwin nahm ihr zögerndes Schweigen für Zu-
stimmung. Lange war sie nicht so gut zu ihm ge-
wesen. Seine Hoffnungen wuchsen in einem
beängstigenden Maße.

„Romana“, sagte er, „liegt Ihnen etwas daran, in
einem dämpften Kaffeehaus zu sitzen? Ueberhaupt in
der Stadt? Wir wollen schnell zu uns, meinen kleinen
Wagen holen und irgendwo hinaus.“

„Aber das dauert alles viel zu lange“, wehrte
Romana.

„Ich ziehe nur einen Staubmantel über den
schwarzen Anzug“, beteuerte Erwin, „es wird Minuten
dauern.“

Romana dachte, daß sie es nicht abschlagen dürfe;
auch war sie zu göttig, ihm mit einer Abgabe den
glücklichen Tag zu trüben.

„Na, denn man zu!“ gebot sie ergeben.

(Fortsetzung folgt)

